Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 16 (1934)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern

Winterthur, 3. August 1934 | Erscheint jeden Freitag | 16. Jahrgang. Nr. 31

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 22.252

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Inland.

Unter ungewöhnlich großer Beteiligung der Bevölkerung und wohl auch mit einem außergewöhnlichen Ernste sind vorgestern allüberall unsere **Bundesfeiern** begangen worden. Es war gewiß jedem ein Bedürfnis, irgendwie zu beweisen, wie stark er sich seiner Zugehörigkeit zu unserm Lande bewußt, wie ernsthaft sein Wille, in schlichter Treue weiter zu führen, was unsere Väter uns erarbeitet haben. Und wohl auf vielen Lippen mag stille das Bekenntnis der Liebe gelegen haben, wie es der Zürcher Feldprediger bei der Zürcher Bundesfeier so schlicht und einfach und doch so inhaltsreich formulierte: „Du liebes Land!"

Dieses „Du liebes Land" lebt so gut in uns Frauen wie in unsern Männern. Darum sei ein kleines Zeichen dieser Gesinnung hier nachgeholt: Die tessinischen Frauen haben als Ausdruck ihrer Liebe zu unserm gemeinsamen Vaterlande dem schweiz. Schützenverein, der gegenwärtig sein großes Fest in Freiburg feiert, eine neue Fahne gestiftet. Frau Bolla-Garbuzzi hat sie in Freiburg überreicht. Herzlich sei diese Gesinnung anerkannt, wenn es auch manchen von uns Frauen nicht ganz leicht fallen mag, gerade für den Schießsport Verständnis aufzubringen. Zu sehr sehen wir den blutigen Ernst dahinter.

Und nun wieder zurück zum politischen Alltag: In Berlin hat der Geschäftsträger der schweiz. Gesandtschaft die Protestnote des schweiz. Bundesrates wegen des **Sprengstoffschmuggels** auf dem Bodensee überreicht. Die schweiz. Suisse-Air hat mit dem großen **Flugzeugunglück** in Tuttlingen einen schweren Schlag erlitten. Das **Transferabkommen** mit Deutschland ist nun auch in seinen Einzelheiten geregelt. Der Genfer Staatsrat verlangt beim Bundesrat eine **Aenderung der Zonenordnung.** Der Schiedsspruch hat sich nachteilig ausgewirkt. Im letzten halben Jahr stehen einer Einfuhr aus den Zonen mit 2,426,920 Fr. eine Ausfuhr unsererseits von ganzen 373,679 Fr. entgegen! Der Weizenpreis ist in letzter Zeit erheblich gestiegen, um der Gefahr eines **Brotpreisaufschlages** zu begegnen, hat der Bundesrat den Müllern gewisse bisherige Preiszuschläge erlassen. Andererseits stehen wir vor einem Abschlag der **Fleischpreise.** Infolge der Trockenheit herrscht auf dem Schlachtviehmarkt ein großes Ueberangebot, dem die schweiz. Schlachtviehkommission durch Herabsetzung der bisherigen Preise zu begegnen sucht.

Ausland.

In **Oesterreich** hat die neue Regierung Schuschnigg die Zügel sehr fest in die Hand genommen und gelobt, das Staatsschiff im gleichen Sinn und Geist wie bisher weiter zu leiten. Die Ermordung des Bundeskanzlers hat in der ganzen Welt eine gewaltige Empörung hervorgerufen. Allgemein ist man der Auffassung, daß zum mindesten die moralische Verantwortung dafür auf Deutschland falle, auf die so lange von ihm gegen Oesterreich betriebene Hetze. Die Gefahr, daß von dieser Seite her Weiterungen erfolgen würden, war nicht von der Hand zu weisen. Die Mächte verfolgten die Lage mit außerordentlicher Aufmerksamkeit und namentlich Italien stellte sich mit sehr starken Truppenkonzentrationen an der österreichisch-italienischen Grenze schützend vor Oesterreich, bereit, bei dem geringsten Versuch eines Einbruchs von Seiten der deutschen Nationalsozialisten sofort zur Hilfe in Oesterreich einzurücken. Hitler rückte zwar rasch von den österreichischen Putschisten ab, er ließ die deutsche Grenze sperren, berief den deutschen Gesandten in Wien wegen „unbefugter Einmischung" in die Ereignisse ab, entsetzte Habicht seines Amtes und ernannte v. Papen zum Gesandten mit der Sondermission, die alten freundschaftlichen und normalen Beziehungen zu Oesterreich wieder herzustellen.

Trotz diesem äußerlichen Abrücken deuten aber viele Zeichen daraufhin, daß der deutsche Nationalsozialismus seine Hände stark mit im Spiele gehabt hat. Deutsche Sender sprachen von einer starken Volkserhebung — als was die Ueberrumpelung des Bundeskanzleramtes und vereinzelte anschließende Aufstandsbewegungen in Kärnten und der Steiermark nun wirklich nicht angesprochen werden können, und dies noch nach Stunden nachdem der Putsch bereits zusammengebrochen war. Ausländische Zeitungen in Holland und im Elsaß hatten noch vor dem Attentat Bildclichés vom deutschen Pressediensten angeboten erhalten, die bereits die Ueberrumpelung und die Mitglieder der neuen Regierung zeigten. Direkte Beweise aber sind auf einem abgefangenen Kurier von Bayern nach Oesterreich gefunden worden; Dokumente mit Anweisungen bis ins Einzelne für eine ausgedehnte Aufstandsbewegung.

Weitere Beweise wird wohl auch der Prozeß gegen die am Putsche Beteiligten erbringen, der bereits mit der Verurteilung der beiden Hauptattentäter, des Anführers Holzweber und Dollfuß' Mörder Planetta begonnen hat. Eines gewissen Erbarmens mit diesen beiden kann man sich trotz allem Abscheu vor ihrer Tat nicht erwehren. Sie handelten „Auf Befehl", waren also nur die Instrumente, man täuschte sie mit unwahren Angaben — daß die Aktion eine legale sei und im Einverständnis mit dem Bundespräsidenten und andern hochgestellten Mitgliedern der Exekutive erfolge — die wahren Schuldigen aber blieben im sichern Hintergrund! Welch furchtbarer Mißbrauch mit dem „blinden Gehorsam vor dem Führer" und welch ein furchtbares Druckmittel die Feme, die auch diesen beiden im Falle der Gehorsamsverweigerung angedroht gewesen!

Dollfuß' Bestattung gestaltete sich zu einer gewaltigen Kundgebung für die österreichische Unabhängigkeit und Freiheit. Sicher hat Oesterreich in seinem Dollfuß einen Staatsmann von Format verloren, der nur das Beste für sein Land wollte. Auch wenn dies nicht immer auf die glücklichste Weise geschah — sein Vorgehen gegen die Arbeiterschaft vom letzten Februar gehört sicher nicht dazu — so wird man ihm die gute Treue und beste Absicht nicht absprechen wollen. Eines aber ist sicher: Außenpolitisch hat Dollfuß seinem Lande einen Schatz von Freundschaft erworben, während der deutsche Nationalsozialismus das seinige in eine hoffnungslose Isolierung hineingeritten hat. Wer nennt sich heute noch Deutschlands Freund? Selbst in Italien hat sich die öffentliche Meinung heftig von ihm abgekehrt.

Und Baldwin hat dieser Tage mit einer nicht mißzuverstehenden Geste im **englischen Unterhaus** erklärt: die zu verteidigende englische Grenze liege nicht mehr bei den Kreidefelsen von Dover, sondern am Rhein, mit andern Worten: Eine Verletzung der Rheingrenze wird unweigerlich England auf den Plan rufen.

Darob natürlich große Genugtuung in **Frankreich**, für das diese Erklärung einen großen Zuwachs an Sicherheit und Stützung seiner Sicherheitsthese bedeutet.

Auf Deutschland lastet also ein schwerer Sorgendruck. Und um das Maß noch voll zu machen, ist eben **Reichspräsident Hindenburg**, diese ehrwürdige Gestalt, dieser Fels der Rechtlichkeit und des Vertrauens verschieden. Die Reichsregierung hat beschlossen, das Amt des Reichspräsidenten mit dem des Reichskanzlers zu vereinen. Damit geht eine ungeheure absolute Machtfülle auf Hitler über. Was daraus werden wird, wer wagt es vorauszusagen?

Erinnerung an die Grenzbesetzung.*

Delsberg! Ein feuchtkalter Novembertag! Durch die Straßen des jurassischen Städtchens ziehen Soldaten, Kompagnie an Kompagnie, Küchenmannschaften, Trains. Endlos, Regiment um Regiment! Dann folgen Batterien, Kanoniere und Gäule mit gelbem Lehm bis an die Hälse vollgespritzt. Es sind die Mannschaften der 3. Division, die eben aus den Armeemanövern kommen, schmutzig, hungrig und müde in ihre Kantonnemente abziehen. Von Basel bis Boncourt und Bonfol, bis nach St. Ursanne und nach St. Immer sind in all den kleinen Dörfern des Jura Soldaten untergebracht. Alle Schulhäuser, leere Fabriken sind belegt, dazu von den Bauernhäusern wo nur irgendwo ein freies Plätzchen ist. In den Scheunen und Ställen ist für Mannschaften und Tiere Unterkunft geschaffen worden. Glücklich ist, wer von Offizieren und Unteroffizieren ein gutes Zimmer für sich erwischt hat, die schönsten mußten für Bureau und Krankenzimmer hergegeben werden. Man lernt auf einmal sich mit wenigem zu begnügen! Da habe ich zum erstenmal einen Eindruck gewonnen, was die Grenzbesetzung für die Truppen und für die Zivilbevölkerung ist! Der Adjutant des Divisionsarztes fuhr mit mir in die Dörfer rings um Delsberg, die ein großes Heerlager bildeten. Irgendwo drückten sich die Füsiliere eines Bernerbataillons frierend im Hausgang eines Schulhauses zusammen. Die winzige Stube des einzigen Wirtshauses war voll von lärmenden Mannen, während die Offiziere beim Kerzenschein in einem kahlen Raum ihren Feierabend verbrachten. Nun begriff ich inmitten dieser Ansammlung frierender, knurrender Füsiliere, die nirgends ein warmes Plätzchen hatten außer dem ungemütlichen, übel riechenden Kantonnement, den Jammer der Mütter, die für Seele und Leib ihrer Söhne fürchteten. Seit vielen Monaten standen unsere Truppen im Felde, viele Monate konnte der Krieg noch dauern, die Dienstfreudigkeit litt unter dem Zusammengepferchtsein in den unsaubern Grenzorten, die nicht für solche Menschenansammlungen eingerichtet waren.

Drei Tage später waren die ersten zwei Soldatenstuben eingerichtet und wurden von den Soldaten gestürmt. Kuchenberge, die nach meiner Schätzung hätten für 8 Tage ausreichen sollen, waren binnen 2 Stunden verschwunden, der heiße Inhalt von Hunderten von Tassen wurde nachgeschüttet; so viel Kaffee, Milch und Tee nur auf dem kleinen Kochherde gesotten werden konnte, mußte zubereitet werden. Wer zählt die Tausende von Kilo Erdäpfelrösti, die schon in den ersten Monaten in den Soldatenmägen verschwanden? Wenn auch später die Truppenverpflegung in Bezug auf Abwechslung immer besser wurde, so war doch das Verlangen der Soldaten nach Süßigkeiten ein sehr großes. Die Hälfte des Monatsumsatzes in unsern Soldatenstuben, monatlich bis zu 70—80,000 Fr., wurde für Backwerk ausgegeben. Diese beiden ersten Soldatenstuben in Bassecourt und Glovelier fanden so guten Anklang, daß das Soldatenwohl bis Ende April 1915, also in fünf Monaten, schon 90 Soldatenstuben eingerichtet hatte. Und wie? Es ist leicht verständlich, daß in den überfüllten Kantonnementsdörfern leere Räume kaum aufzutreiben waren. Mit den Einheitskommandanten durchwanderten wir die Dörfer, wo irgend ein vorhangloses Fenster, eine halbwegs anständige Scheune war, wurde rekognosziert, ob nicht doch noch etwas zu haben wäre. Dann wurde mit den Eigentümern unterhandelt, mit Geld und guten Worten ließen sie sich oft bestimmen, noch ein wenig zusammenzurücken, und uns ein paar Zimmer, eine Küche, eine Werkstatt abzutreten; natürlich gegen einen möglichst hohen Mietzins. Dann gings ans Putzen! Wieviel Mist und Unrat haben wir in den 1000 von uns in Besitz genommenen Soldatenstuben ausgeräumt, bevor wir sie beziehen konnten. Mit Tapeten, Brettern, Stoff und Bildern wurden jeweilen die ärgsten Löcher verstopft und reizende gemütliche Soldatenstuben eingerichtet. Mit vielen lustigen Bildern und Sprüchen haben die Kompagnie- und Batteriekünstler unsere Stuben ausgeschmückt, nicht immer zur Freude ihrer Offiziere, die oft genug sich abkonterfeit sahen. Wie prachtvoll hat die Bernerkompagnie den Seidenkeller von Bedigliora geputzt und gemalt, die Zürcher Landwehr den Schweinestall von Castione umgebaut, die Bündnertruppen den Hühnerstall von Splügen zu einem eleganten Café umgewandelt. Der Basler Paul Hoch das Häuschen von Bourrignon modern geschmückt! Prachtvolle Dienste leisteten uns die großen Reklameplakate, die alles mitleidig verhüllten, was vom Zahn der Zeit redete.

Bald lernten wir auch das Schreckgespenst der Dislokation kennen. Von der Soldatenstube wollte man sich dabei nicht gerne trennen, also verschob man diese mit den übrigen Trains und nahm die Soldatenmutter, besonders wenn es eine nette war, einfach mit. Einmal hätte dies beinahe zu politischen Verwicklungen geführt, als ein Berner Major das allbeliebte Soldatenmüeti von Brig in das Hospiz auf den Simplon zügelte. Die Mönche wollten von der Frauenzimmer-Einquartierung nichts wissen und reklamierten beim Bischof. Dieser wurde beim Walliser Staatsrat vorstellig, dann kam der Protest via eidgenössisches Militärdepartement zum Generalstabschef, der uns dann zur Vernehmlassung aufforderte. Der Bataillonskommandant wollte die seiner Mannschaft gerade in dieser Einsamkeit nötige Soldatenmutter nicht hergeben und ich konnte beweisen, daß sie nicht das einzige Frauenwesen im Kloster sei, sondern daß auch die Küchenmädchen der Mönche zum weiblichen Geschlechte gehörten. Daraufhin wanderte die Beschwerde auf dem berühmten Dienstwege wieder zurück und unsere Soldatenmutter blieb 4 Jahre hochgeschätzt auf dem Simplonhospiz, zuletzt in guter Freundschaft mit Prior und Brüdern. Wer von Offizieren und Soldaten ins kleine Dorf Gondo oberhalb Domodossola verschlagen wurde, der lernte die Soldatenstube schätzen; manchmal war dieser Posten tage- und wochenlang von jedem Verkehr abgeschlossen, wenn die Lawinen die Straße versperrten.

Die Einheiten stellten uns überall Ordonnanzen zur Verfügung. Die Qualität ging eng mit der Einstellung des Hauptmanns zu unserer Organisation zusammen. Einige fanden, die krümmsten und dümmsten seien gerade recht, aber das fand selten den Beifall der Soldatenmutter, die sonst schon Schwierigkeiten genug hatte. Andere Hauptleute aber gaben uns flotte Burschen, die etwas vom Fach verstanden oder wenigstens gute Elemente waren. So kam ich einmal zu einem Schützenhauptmann, der mir erklärte, die Soldatenmutter sei eigentlich zu hübsch; er habe aber für Schutz gesorgt, die Ordonnanz sei ein Missionsschüler von St. Crischona. Die Soldatenmutter beklagte sich aber bitter über ihn, weil er immer von den Heiden erzählen wolle, statt nach dem Feuer zu sehen und Milch zu holen. „Der wird nochmals froh über die Lehrzeit bei mir sein!" Ein anderer Füsilier, der als Ordonnanz abkommandiert war, meldete sein Mißgeschick, daß er 50 Liter Milch unterwegs ausgelehrt habe, mit der Erklärung, er sei Sekundarlehrer und vermöge die Milch zu bezahlen. In Bourrignon waren Waadtländer Truppen. Die Soldatenstube gesteckt voll. Hin-

* Aus „Grenzdienst der Schweizerin"; mit einigen Kürzungen. Siehe Buchbesprechung.

Dug.

Von Dorette Hanhart

Dugs Jugend verlief im Umkreis von Menschen, deren launenhafte Handlungen sich nach dem Augenblick richteten. Was heute gutgeheißen wurde, hieß am andern Tag böse; auf Zärtlichkeiten folgte größte Gleichgültigkeit; Belehrungen an das heranwachsende Kind über Zweck und Notwendigkeit des Daseins wurden durch eigene selbstische Taten wertlos gemacht. Dug sehnte sich nach ebenmäßiger Dauer und wurde doch von dem Karussellspiel mitgerissen. Ein Gefühl der Blutleere plagte sie; unnötiger Kräfteaufwand um nichts machte sie oft vor Wut schäumen. Dann schwor sie sich, die Fesseln zu zerreißen, aus dem entnervenden Umkreis zu fliehen. Stieß sie aber wieder auf jene zärtliche Gefühlswelle, so fehlte ihr der Mut dazu. Ewig hungernd öffnete sie sich wie eine Blume dem Tau; sie nahm den Augenblick als unverrückbar und warf sich ihre ehemalige Härte vor. Sie weinte vor Schwäche und Glück und kam sich dabei irgendwie, kaum wahrnehmbar, verächtlich vor in ihrem Wunsch nach völligem Vergessen. Dieser mißachtete Stolz rächte sich beim nächsten Auftritt um so grausamer.

Aber erst ihre Anstellung als Bibliothekarin in einer andern Stadt brachte sie aus dem gefährlichen Umkreis. Sie hatte vorerst Mühe, sich an die frische Luft zu gewöhnen. Der Zickzackweg vieler Jahre war ihr bereits geläufiger als die gerade Straße. Man fand sie nicht einfach und offen genug. Ihr erstes Mißtrauen wechselte allzu rasch mit strömender Offenheit. Nahm man diese nicht an, wie sie erwartete, zog sie sich traurig zurück.

Da begegnete sie Weißmann. Er kam täglich in die Bibliothek, weniger, um dort zu arbeiten, als sie bei ihrer Beschäftigung zu sehen. Das Mimosenhafte dieses scheuen Wesens rührte ihn. Als er sie beim Verlassen des Gebäudes wie zufällig auf der Treppe begegnete und ein Gespräch anknüpfte, betrachtete auch sie ihn wie erwachend. Er war groß und breitschulterig; helle Augen standen erwartungsvoll in einem klugen Gesicht. Dieser rasche Blick überstrahlte eine vorzeitige Neigung zu Behäbigkeit. Ja, er machte den Eindruck, als wollte er um jeden Preis abgesteckte Pfähle überrennen. Und gerade dies gefiel Dug außerordentlich gut. Man mußte sich unbedingt versucht fühlen, diesen kühnen Augen zuzustimmen; anderenteils lockte es nicht minder, sich in den Schutz des besonnenen Menschen zu begeben. Als sie zur Haustüre heraustraten, regnete es. Dug besaß keinen Schirm. Christoph Weißmann öffnete zufrieden lachend den seinen. Er erwies sich von beträchtlicher Größe und Dug fühlte sich darunter geborgen auf eine neue Weise. Sie gingen zusammen bis vor ihre Haustüre. Am andern Abend sahen sie sich wieder und so jeden Tag. Sie sprachen nicht viel von sich und hatten doch das Gefühl, sich ausgezeichnet zu kennen. Es kam ihr selbstverständlich vor, daß sie sich so gut verstanden. Dug gewann dadurch ein strafferes Lebensgefühl; die Hinfälligkeit eigenbrödlerischer Leiden machte sie nachdenklich. Etwas anderes spürte sie ebenfalls stark. Christoph Weißmann wuchs zu einem Teil ihres Lebens. Sie erfuhr es eines Tages erschreckend klar.

Ihr Freund verreiste für einige Tage. Die erste Zeit verlief für Dug in einer gleichmütigen Freude auf das Wiedersehen. Sie ging auf die Bibliothek, arbeitete mit Lust, abends schlenderte sie durch die belebten Straßen. Alles gefiel ihr. Der ehedem ewig brennende Durst nach Gemeinschaft und Zugehörigkeit wich der Freude am Zuschauen. Sie sah in dieser Zeit keine Bekannten. Sie wünschte nicht, von ihren frohen Gedanken abgelenkt zu werden. Aber am sechsten Tage nach Weißmanns Abreise — sie hörte in dieser ganzen Zeit nichts von ihm — erwachte sie in der Nacht unter einem schweren Druck. Etwas hatte sie gestreift. War es ein Traum? Ihr Herz klopfte wie ein Hammer. Allmählich erriet sie, was sie auf heftige Weise erschreckt. Es war das Urgefühl grenzenloser Verlassenheit. Wo weilte Christoph? Weshalb mußte sie es nicht? Besaß sie kein Anrecht auf Vertrauen? Sie hatte wohl Gefühle in sich genährt ohne fremdes Zutun. Nichts gab ihr das Recht dazu. Blüten und Blumen wuchsen aus eigenem gehätscheltem Boden. Sie versank immer gleich ins Grundlose.

Sie fühlte sich traurig und verzagt und wünschte Christoph nie mehr zu sehen. Gleich darauf ersehnte sie inbrünstig sein Kommen.

Am andern Tag erschien er bei ihr. Er nahm ihre beiden Hände und zog sie zum Fenster. Es dämmerte stark. Dug wollte das Licht einschalten, aber Christoph gab ihre Hände nicht frei. Er sagte rasch und wie beiläufig, daß er sich in seiner Vaterstadt verlobt habe. Von weit her erreichte sie seine Stimme. Sie sah auch, wie seine Lippen sich bewegten. Ein Eckzahn war vorgeschoben. Weshalb fand er wohl keinen Raum, überlegte sie. Christoph hatte sich verlobt. Nun ja, man verlobte sich eben eines Tages. Das lag im Lauf der Welt. Die Blumen in jenem Gefäß schienen ihr abscheulich verwelkt. Sie mußte sie sogleich wegwerfen. Sie wollte einen Schritt nach jener Richtung hin tun; eine schwere Unbeweglichkeit lähmte sie. Erst in diesem Augenblick hatte sie richtig verstanden. Warum erzählte er ihr früher nie von dem Mädchen, das er liebte? Eine brennende Scham würgte sie. Sie sah sich mit Blitzesschnelle wie in einem Spiegel. Durchforschte sich Zug um Zug. Ließ sie nicht allzu oft ihre Gefühle für diesen Mann durchblicken? Feindseligkeit gegen sich und ihr verratenes Innere machte sie wach. Ihre Hand lag noch immer in der seinen. Sie machte sich mit einem Ruck frei, drehte das Licht an und legte in ihr äußeres Tun gleichgültige, wenn auch zitternde Gewöhnung.

Weißmann sagte schlicht: „Ich möchte ihnen heute alles erzählen."

Sie zog ihren kleinen Lehnstuhl aus dem Bereich der Lampe; er stand am Fenster. Die ganze Zimmerbreite lag zwischen ihnen. Seine Worte tönten seltsam dürr. Es war die Geschichte einer Jugendliebe. Sie lag weit zurück. Zähigkeit für das verpfändete Wort ersetzte das Zuströmen neuer Gefühle. Jenes Mädchen, von Ehrgeiz für sich und den zukünftigen Mann besessen, hatte anfeuernd hinter seinen Studien gestanden. Alles, was diesen nicht diente, dünkte sie verächtlich. Sie schien keine Jugend zu kennen. Was sie von ihrem Lehrerinnengehalt erübrigen konnte, wanderte in die Reisekasse für den zukünftigen Kunsthistoriker. Sie kleidete sich beinahe dürftig und besaß wegwerfenden Spott für die Freude gleichaltriger Mädchen, an weichen, schönen Stoffen. Sie fand sich wert genug, auch so geliebt zu werden. Lehnte sich Christoph Weißmann zu Zeiten auf gegen die Vergewaltigung jedes Lebensgefühls, so schaute sie ihn mit prüfenden Augen an und sagte ruhig: „Du kannst doch tun, was dir gefällt." Am andern Tag brachte sie ihm ein längst gewünschtes wertvolles Buch mit prachtvollen Kunstblättern. Nebenbei erwähnte sie auch, daß die Kasse die Reise nach dem Orient für sie beide in kurzem ertrage. Er bewunderte ihre Ausdauer und sehnte sich nach Wärme.

ter dem Buffet eine mächtige Hoblerfigur mit schwarzem Barte, Tassen spülend, während eine zweite Ordonnanz eifrig Tische fegte. „Haben Sie Freude an dieser nicht gerade militärischen Arbeit?" — „O ja", sagte der mächtige Füsilier und goß eine Tasse Kaffee ein. „Was sind Sie im Zivilleben?" Ein Lächeln überflog sein Gesicht: „Universitätsprofessor und mein Kollege dort Bankkassier." Wir haben Studenten, Theologen und Juristen unter unsern Ordonnanzen gehabt, Lehrer und Künstler, aber auch Küchenchefs und Kellner, sogar Zirkusakrobaten und Wandersänger. Sie gehorchten dem Soldatenmüeti meistens lieber als dem Hauptmann.

Wir haben 1000 Soldatenstuben eingerichtet, gezügelt, haben Sommer und Winter ausgehalten. Dann kam die Not in unser Land; Mehl und Zucker wurden rationiert, da war es aus mit der Ueberfülle an Backwerk. Wir fanden weitgehende Hilfe bei der Armee, aber wir mußten anfangen, die Nidelörtli mit Maispuddings zu ersetzen und die Buffets zeigten von Monat zu Monat eine einfachere Besetzung. Wir haben uns auch den veränderten Verhältnissen angepaßt, denn immer größer wurde die finanzielle Not unserer Soldaten. Unsere Stuben wurden mit Wäschedepots ausgestattet; wir gaben Hemden und Socken ab, dann organisierten wir im Auftrag der Armeeleitung die Wehrmannsfamilienfürsorge, die im Lauf von 4 Jahren durch 1000 Fürsorgerinnen 35,000 Familien besuchen ließ und über 5 Millionen an Unterstützungen ausbezahlte. Die entsetzliche Grippeepidemie, die 1918 unsere Armee im Jura heimsuchte und dann besonders die Truppen des Ordnungsdienstes betraf, hat uns und unsere Hilfskräfte nochmals auf den Plan gerufen. Wer könnte die Militärspitäler in Pruntrut, Delsberg und Basel vergessen mit ihrem Mangel an Pflegepersonal und Material, weil die Erkrankungen mit einer so ungeheuren Schnelligkeit kamen, daß keine Dispositionen mehr eingehalten werden konnten!

Im Jura konnten wir unsere Erfahrungen sammeln, um sie dann während der trüben November- und Dezembertage in Zürich zu verwenden. Innert 10 Tagen mußten 6 Krankendepots mit total 2000 Betten eingerichtet werden. Wieviel treue Hilfe und tapfere Hingabe konnte man da erleben, inmitten eines Meeres von Trauer und Schmerz. Schöne Lichtblicke! Zur selben Zeit wurden an der Grenze die Soldatenstuben aufgelöst, die Inventare verkauft, die Erinnerungen gesammelt. Die Soldatenmütter gingen in andere Berufe zurück, nur ein Trüpplein blieb dem „Soldaten" wohl treu, um auch nach Kriegsschluß in der industriellen Fürsorge Verwendung zu finden.

Die schönste Erinnerung an die Grenzbesetzungszeit ist aber die Tatsache, daß wir Frauen in ernster Zeit unserem Lande und unserer Armee haben dienen dürfen. Armeeleitung, Offiziere und Soldaten haben uns als Kameraden betrachtet und nur weil wir von allen Dienststellen so verständnisvolle Hilfe fanden, ist unsere Arbeit gelungen. In ernsten schweren Tagen haben wir den hohen Verantwortungs- und Opferwillen unserer höchsten Offiziere in nächster Nähe sehen dürfen, das hat uns alle immer wieder ermutigt, die uns entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden, und so sind uns die Erinnerungen an die Grenzbesetzung lieb geworden. —

Else Züblin-Spiller, Kilchberg.

Etwas Neues unter der Sonne.

Am 30. Juli tagte zum ersten Male eine Verwaltungsabteilung der Stadt Zürich unter dem Vorsitz einer Frau, nämlich der zweiten Vizepräsidentin der städtischen Armenpflege.

Eine Frau als Großkaufmann.

Madame Boyer, Holz-Importeurin.

Mme. Boyer, Mitglied des Comité de l'Union Française für Frauenstimmrecht, Präsidentin des Foyer-Guide Féminin, Sektion Marseille, ist eine bedeutende Geschäftsfrau, unseres Wissens die einzige in Frankreich, die den Beruf des Holzgroßhändlers ausübt.

Ueber ihre Tätigkeit berichtet ein Artikel im Miroir du Monde, bei dessen Veröffentlichung die führende Frauenzeitschrift „La Française" sagt: Dazu möchten wir ihr noch unsere ganze Hochachtung aussprechen, dieser so einfachen und reizenden Frau, deren Autorität ebenso groß ist, wie ihre fesselnde Liebenswürdigkeit. Es wäre begreiflich gewesen, wenn sich Mme. Boyer, die geschäftlich so vielseitig Tätige von der Frauenbewegung ferngehalten hätte. Aber die Feststellung der Schwierigkeiten, die einer Geschäftsfrau entgegentreten und die Bejahung ihres weiblichen Wesens veranlaßten sie, sich den Verfechterinnen weiblicher Interessen anzuschließen.

Mme. Boyer leitet die Verwaltungen der Unternehmung Boyer, die in einer großen Hafenstadt Südfrankreichs Holzimport betreibt; sie hat als „self-made woman" ihren Weg in der Industrie gemacht. Die Berichterstatterin, Madeleine Misard erzählt:

Wir kommen in der Halle des Grand Hotel zusammen. Eine junge blonde Frau kommt mir entgegen. Jedenfalls die Sekretärin von Mme. Boyer, oder ihre Tochter? Aber sie stellt sich vor: es ist Mme. Boyer selber. Ich verstecke mein Erstaunen nicht. „Ja", sagt sie lachend, „ich bin viel jünger als man sich vorstellt, wenn man mich nicht kennt, aber doch nicht ganz so jung wie ich scheine."

Vielleicht Witwe?

„Zum Glück nicht. Mein Mann ist Direktor unseres Unternehmens, aber ich allein habe die Verwaltung unter mir."

Sie erzählt mir, wie sie nach dem Kriege durch Anregung von rumänischen Bekannten die Idee gehabt habe, Holz aus den Karpathen einzuführen, das sich in seiner besonderen Qualität speziell für Musikinstrumente eignete. Vorher hatten in Europa nur zwei deutsche Firmen diesen Import besorgt.

Mit einem Kapital von 100 000 französischen Franken und einem unerschöpflichen Kapital an Energie ausgerüstet, gründete Madame Boyer allein ihre Firma. Ihr Mann hatte damals eine Stelle als Ingenieur an einem ganz andern Ort. Mit Erfolg werden die ersten Instrumententeile verfertigt und sie findet auch sofort Absatzquellen. Im Jahre 1924 aber sieht Madame Boyer eine Stockung der Klavierfabrikation voraus. Die Grammophonmelodien und die Radiopotpourris stellen wirkliche Musik etwas in den Schatten. So verlegt sie sich auch auf den Import von andern Hölzern und wird Lieferant von Werften und großen Bauunternehmungen.

Trotz der besonderen Schwierigkeiten, die sich der jungen Frau entgegenstellen, die von den Geschäftsleuten immer halb mißtrauisch, halb ironisch angeschaut wird, findet Madame Boyer immer neue Absatzquellen in Frankreich, Belgien und Spanien. Sie weiß die wirtschaftlichen und finanziellen Schwankungen auf dem Weltmarkt, die so vielen weniger scharf blickenden Einfuhrhändlern den Ruin gebracht haben, zu ihrem Vorteil auszunützen. Madame Boyer hat die eigenartige Fähigkeit, die Ereignisse vorauszusehen und ihnen zuvorzukommen. Die Intuition der Frau —, wird man sagen. Vergessen wir nicht, daß jedesmal, wenn eine weibliche Ueberlegung sich als richtig erwiesen hat, man diesen Erfolg der Intuition der Frau zuschreibt, d. h. dem Unbewußten, womit man sagen will, daß die Frau dafür gar nicht verantwortlich ist. Madame Boyer verdankt ihr sicheres Urteil viel konkreteren Dingen: der täglichen Lektüre der wirtschaftlichen und finanziellen Zeitungen. Sie wickelt Verpflichtungen so schnell wie möglich ab, sobald sie eine Gefahr ahnt und stellt sich resolut auf neu gewordene Verhältnisse um. Sie kauft sukzessive in Jugoslavien, Schweden und Amerika. So konnte sie sich nicht nur halten in den Krisenzeiten, sondern auch jedes Jahr ihre Umsatzziffern erhöhen, deren Zahl ich nicht nennen will und die verglichen mit dem Anfangskapital, einfach erstaunlich sind.

Vertraut mit allen Fragen über Zoll und Fracht, ist Madame Boyer in ihren Kreisen zu einer Autorität geworden. Sie wurde ins Sekretariat des Syndikates der Holzimporteure ihrer Gegend gewählt, wo sie mit einem Eifer arbeitet, weit größer noch, als wenn es die Verteidigung ihrer persönlichen Interessen gilt.

Den persönlichen Vorteil in Einklang bringen mit den Interessen der Allgemeinheit, das ist der Grundsatz von Madame Boyer, nach dem sie zu ihrem und ihres Landes Heile arbeitet.

Die internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit

richtet folgenden dringenden Appell an die führenden Frauen der N. S. A. P. Deutschlands:

Es gibt eine Solidarität der Frauen; aus ihr erwächst uns das Recht, uns an die führenden Frauen der N. S. D. A. P. zu wenden, nachdem alle unsere Vorstellungen und Forderungen bei den Regierungsvertretern des III. Reiches unberücksichtigt blieben. Alle Frauen sollte letzten Endes die Gleichheit des Empfindens einen, welches denen zu helfen strebt, die leidend sich verzehren. — Als Vizepräsidentinnen der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit richten wir an Sie die dringende Bitte: fordern Sie im Namen dieses Empfindens, daß endlich den grausamen, unmenschlichen Martern Andersdenkender ein Ende gesetzt wird. Die Geschichte aller Völker ist mehr oder weniger ein Ringen um Weltanschauungen, wo aber im Kampfe brutale Macht überspannt wird, da haben Frauen die unverbrüchliche Pflicht, ihrem Staate das Gleichgewicht zurück zu erobern.

In Deutschland können das nur die führenden Frauen der N. S. D. A. P., denn sie allein haben die Möglichkeit, die ihnen weltanschaulich gleichgerichteten Männer zu bestimmen, auch in den Gegnern den Menschen zu achten. Lassen Sie unseren Appell an diese Möglichkeit nicht umsonst ausgesprochen sein. Die J. F. F. F. F. wendet sich jetzt an Sie, wie sie sich seit dem Weltkriege an die Frauen aller Länder wandte, wo Kampf und Revolution von unmenschlichen Grausamkeiten begleitet waren.

Genferbureau des Internationalen Stimmrechtsverbandes.

Wie alle Jahre vorher wird auch dieses Jahr wieder der Internationale Stimmrechtsverband während der Völkerbundsversammlung in Genf ein temporäres Bureau eröffnen als Mittelpunkt und Treffpunkt für alle die zahlreichen Anhängerinnen der Frauenbewegung, die um diese Zeit sich in Genf einfinden werden.

Das Bureau wird dieses Jahr in den Räumen des Internationalen Frauenabrüstungskomitees, 6 Rue Adhémar-Fabri (Place des Alpes), gerade zwischen dem Hotel Richmond u. Hotel Beau Rivage, eingerichtet werden und damit in einem engen Zusammenhang mit den bekanntesten und rührigsten Frauenorganisationen stehen. Und da das Bureau nur wenige Minuten vom Völkerbundssekretariat entfernt ist, werden somit seine Besucherinnen in unmittelbarster Nachbarschaft sein von allem, was in diesen Wochen sich in Genf an Interessantem abspielt. Wie gewohnt wird man auf dem Bureau Eintrittskarten zu den Völkerbundsversammlungen und überdies Auskünfte und Adressen aller Art erhalten können, unsere weibliche Presse wird aufliegen, man wird eine Tasse Tee einnehmen können, und kleinere Zusammenkünfte und Aussprachen werden Gelegenheit geben, sich mit den bekanntesten Vertreterinnen der Frauenbewegung zu treffen.

Das Bureau des Stimmrechtsverbandes wird eine Woche vor der Völkerbundsversammlung, also am 3. September eröffnet werden und von da ab alle Tage von 14—18 Uhr, mit Ausnahme der Sonntage offen stehen. An alle Frauen, die sich um diese Zeit in Genf aufhalten, ergeht somit die herzliche Einladung, sich des Bureaus, in welcher Angelegenheit es auch immer ist, zu bedienen, sie werden zum voraus des herzlichsten Empfanges versichert.

Das Recht der Frau auf Berufsarbeit.

Winterthur.

Der Gemeinderat der Stadt Winterthur hat beschlossen, in Zukunft Frauen, die im Dienst der Stadt stehen, bei ihrer Verheiratung zu entlassen. Die zurzeit angestellten — dies gilt auch für Lehrerinnen — (falls sie nicht vom „Souverain" nach vorheriger Pressehetze weggewählt werden. Red.) fallen noch nicht unter diese Bestimmung.

London.

Der „London Gazette" ist zu entnehmen daß in der neuen Regelung der Anstellungsbedingungen der Verwaltungsbeamten festgelegt ist „daß Frauen mit spezieller Qualifikation auch nach der Heirat beibehalten oder angestellt werden können, je nach Vorschlag des Chefs der entsprechenden Verwaltungsabteilung.

Diese neue Regelung ist im vergangenen Jahr schon einige Male, sogar vor dem endhütligen in Kraft treten der Bestimmung, angewandt worden.

Zum Recht der Frau auf Arbeit.

Der Bund britischer Frauenvereine hat auf seiner kürzlichen Jahresversammlung (Juni 1934), an der auch die Vertreterinnen der Frauen von Australien, Canada Ceylon, Indien, Neuseeland und Südafrika teilnahmen, in seinen Entschließungen besonders auch die Forderung des Rechtes für jede Frau auf bezahlte Arbeit erhoben, und hat die Regierung, die Gemeindebehörden und die privaten Unternehmungsleiter eingeladen, alle Reglemente abzuschaffen, die den Frauen ausschließlich auf Grund der Verheiratung das Recht auf Arbeit verweigern. Im Weitern soll die Gesetzgebung, um der Hausfrau ein ihrer wirtschaftlichen Stellung entsprechendes Lebensniveau zu sichern, ihr das Recht auf einen billigen Anteil an den Einkünften, am Lohn und der Arbeitsloisenentschädigung des Mannes zuerkennen. Und endlich verlangte die Versammlung, daß bei allen staatlichen Anstellungen der Grundsatz „gleicher Lohn für gleiche Arbeit" Anwendung finde; das Vorgehen gewisser Lohnausschüsse und Behörden, den Mindestgehalt der Frauen geringer als denjenigen des Mannes anzusetzen, wurde scharf mißbilligt.

Das neue Statut für weibliche Staatsangestellte in Großbritannien steht allerdings in direktem Gegensatz zu diesen Forderungen. Darnach können sich nur Ledige oder Witwen um Staatsstellen bewerben. Weibliche Staatsangestellte müssen bei ihrer Verheiratung, von der sie sofort ihre Dienstvorgesetzte in Kenntnis zu setzen haben, von ihren Stellen zurücktreten.

Gewisse Milderungen dieser „Heiratsschranke" sind jedoch möglich, insofern es nämlich den Behörden gestattet ist, verheiratete Frauen bei besonderer Eignung oder besondern Anforderungen der Dienststelle, die sie inne haben, auch nach ihrer Verheiratung im Amte zu behalten.

Die internationale Union der Hebammenverbände

hat auf ihrem 6. Kongreß in London im Mai dieses Jahres, an dem gegen 300 Delegierte aus 15 Ländern teilnahmen, einige interessante Entschließungen in Bezug auf die berufliche Ausbildung der Hebamme gefaßt. Der Kongreß betonte die Wünschbarkeit ausschließlich amtlicher Hebammen-Diplome, die erst auf Grund eines mindest dreijährigen Studiums erteilt werden, eines Studiums, das die Hebamme auf ihre dreifache Aufgabe als Pflegerin der künftigen Mütter und Kleinkinder, als Gesundheitsfürsorgerin und als Erzieherin der Mütter vorbereitet. Eine ganz strenge Auswahl der Bewerberinnen dränge sich auf. Sie sollte getroffen werden durch eine Art Vorexamen, welches besonders die Eignung der Bewerberinnen und ihre Neigung zum Beruf festzustellen hätte. Eine Zentralkommission hätte jedes Jahr die Zahl der zuzulassenden Schülerinnen zu bestimmen. Die Auswahl könnte erleichtert werden durch Garantierung eines Mindesteinkommens, das der Hebamme von öffentlichen oder privaten Stellen gesichert würde. Allgemeine Kenntnisse im Krankenpflegerinnenberuf wären nützlich, aber während zweier Jahre mindestens müßte der Unterricht rein geburtswissenschaftlich sein. Eine besonders sorgfältige Ausbildung müßte die Hebamme auch mit Bezug auf die Hauspraxis erhalten.

Warum noch immer Sensationsfilm?

Ein hoher Wall geistigen Schutzes umgibt unsere Jugend, um ihr alle schädlichen Einflüsse, die sie charakterlich gefährden könnten, fernzuhalten. Sei es auf dem Gebiete des Schrifttums, der bildenden Kunst, der darstellenden Kunst (zu der auch der Film rechnet) — allenthalben überwachen einschlägige Organisationen die Produktion des Tages. — Auch die Frauenorganisationen haben sich in den Dienst der guten Sache gestellt. Sie werden nicht nur gehört, sondern es ist heute schon so, daß man kaum noch auf ihre Mitarbeit, auf ihre Gutachten vom Standpunkt der Frau aus verzichten kann. In den Zensur- und Kontrollkommissionen sind sie geschätzte Mitarbeiterinnen und zukünftig wird man nach den Beschlüssen des ersten internationalen Lehrfilmkongresses in Rom noch stärker qualifizierte Frauen auf dem Gebiete der Zensur einsetzen.

Warum haben sich trotz aller Bemühungen die übertriebenen Anreizungen zur Sensation, die unsere Jugend gefährden, nicht aus dem Filmprogramm ausschalten lassen? Ist es Schuld der Filmindustrie, des Filmhandels, der Lichtspielhausbesitzer, der Reklame, der Zensur oder gar zum Teil des großen Publikums?

Ja und nein könnte man in einem Atem sagen, da alle genannten Faktoren mehr oder weniger hemmend und fördernd beteiligt sind. — Der Schwerpunkt dieses Uebels liegt zu liegen. Filmindustrie, Verleih und scheint aber zweifellos auf wirtschaftlichem Lichtspielhäuser sind keine gemeinnützigen Institute, sondern Erwerbsunternehmen, die ihr Hauptaugenmerk auf Kassenerfolg und Aktienhausse richten, da die Herstellung eines Filmes mit enormen Unkosten verbunden ist. Bei immerwährender Nicht-Rentabilität würde dieses finanzielle Risiko schließlich den Ruin nicht nur der direkt, sondern auch der indirekt Beteiligten — also weiter Kreise — bedeuten. Ein Laie vermag sich kaum Rechenschaft darüber abzulegen, was in wirtschaftlicher Hinsicht unter Fachleuten die Herstellung und Verbreitung eines rentablen Films heißt. Ich zitiere deshalb die Meinung der bekannten französischen Filmregisseurin Germaine Dulac, die der französischen Avant-Garde-Richtung, der sogenannten forschenden Filmkunst, angehört: „Ein jeder Film kostet Geld und die Filmgesellschaften sind bestrebt, aus den Kapitalien unglaublich hohe Zinsen herauszuschlagen. Dies ist keine Uebertreibung; die Auftraggeber sind nicht befriedigt, wenn ein Film keine 100 Prozent einbringt (von Red. gesperrt). Und an anderer Stelle bemerkt sie: „an der Frage der Wirtschaftlichkeit scheitern die meisten selbstlosen Unternehmen."

Ein weiteres Hemmnis für den guten Film ist in manchen Ländern der Zwang des „blind booking" (Blindkaufes) für den Lichtspielhausbesitzer (d. h. er muß sich verpflichten, die

---

Als er in eine andere Stadt übersiedelte, kam kein Wort des Bedauerns über ihre Lippen. Es mußte eben so sein; sich zu grämen bedeutete Kraftverschwendung. Beim Abschied übergab sie ihm die entzückende kleine Bronze, eine Tänzerin, die sie einst zusammen in der Auslage eines Händlers bewundert.

Ihre Briefe kamen regelmäßig. Christoph las sie ruhigen Blutes. Er beantwortete sie gewissenhaft, die Zigarette im Mund. Einmal sah er in dem Schaufenster eines Luxusgeschäftes ein Spitzentuch. Er bekam Lust, etwas Ueberflüssiges, Fraulisches zu kaufen. Seine Hand griff in das feine Gewebe. Zu Hause angelangt, kamen ihm Bedenken. Marta würde es nie umlegen. Kaum schlüge sie einmal das Seidenpapier auseinander, um es anzusehen. Er schickte es nicht ab. Dann lernte er sie, Dug, kennen. Er stockte, kam auf sie zu. Sein Mund bebte.

Sie war ganz anders. Sie schlug ihm eine Brücke von der bis dahin schmucklosen dürftigen Welt zu all den Dingen, mit denen er sich beschäftigte. Er nahm die Säfte des neuen Bodens in sich auf. Wohl erwies es sich als gefährlich. Ja, und er erlag der Gefahr. Als ihm dies bewußt wurde, reiste er in seine Heimatstadt, um mit Marta zu reden. Nur sie konnte ihn freigeben. Sie besaß sein Wort. Konnte es nicht anders sein, so wollte er es auch halten. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er Marta weinen. Er sah nieder auf ihren schmächtigen Rücken. Das übereinfache Kleid erzählte von Einschränkungen seinetwegen. Aus dem geschneitelten Haar schimmerten vereinzelt graue Fäden. Er sagte zu ihr, daß er zu überwinden trachte. Bevor er abreiste, machten sie ihre Verlobung bekannt.

Aber nun setzte zwischen Christoph und Dug jenes Erleben ein, das kaum jene brennende Eindringlichkeit angenommen hätte, wenn ihm nicht von vorneherein eine nahe Grenze gesetzt worden wäre. Sie beschlossen an jenem Abend, unter dem Eindruck gegenseitiger Verantwortlichkeit stehend, sich für eine gewisse Zeit wenigstens zu meiden. Jedes würde sich allein rascher an das gewendete Schicksal gewöhnen. Nach wenigen Tagen schon löste sich aus dem Dunkel des Hausflurs Christophs Gestalt, als Dug die Treppe der Bibliothek herunter kam. Er sagte, daß er eben in der Nähe zu tun gehabt und den Zufall benützte, um sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen. Nein, ohne Umschweife, er habe jeden Abend an jener Ecke gestanden, um sie wenigstens von weitem zu sehen. Ob sie denn nicht wie ehedem zusammen speisen wollten? Dug besaß nicht die Kraft, nein zu sagen. So setzten sie sich auf die Terrasse des kleinen Gasthauses am See und erzählten sich von den letzten, ausgeschöpften Tagen. Legten sie sich am Ende nicht nutzlose Leiden auf? Steckte nicht ein großes Stück Feigheit dahinter? Ja, bestimmt verhielt es sich so, von nun an wollten sie der Gefahr ins Gesicht schauen, alles andere erschien ihnen schwächliche Flucht.

Dieser Abend machte sie beinahe glücklich. Zu zweit fühlten sie sich stark. Sie glichen zwei Kindern, die im Dunkel standen, von der gleichen Furcht ergriffen. Seit diesem Tage sahen sie sich wieder wie ehedem. In ihrer freudigen Erlöstheit glaubten sie sich ihrer sicher und bedenkenlos schlossen sie sich von neuem zusammen.

An einem Samstag rüsteten sie sich zu einer Bergbesteigung. Zum ersten Mal geschah es, daß sie eine längere Zeit des Beisammenseins vor sich sahen. Ein ungewohnt aufregendes Gefühl bemächtigte sich ihrer. Der Zug steckte voll Ausflüglern; es war staubig und warm. Bei dem lauten Gebaren der Mitfahrenden fühlten sie sich noch mehr ausgesetzt, in einen Kreis eingeschlossen, dessen Bedeutsamkeit nur ihnen klar war. Sie saßen beide am Fenster; Wälder und Seen flogen an ihnen vorbei; der Tag begann unsäglich schön.

„Ich möchte immer so dahinfahren", sagte Dug verträumt. Weißmann überflog mit raschem Blick ihre Gestalt und fand sie in ihrer dunklen Jacke und der weißen Bluse hübsch und anmutig. Ihr hellbraunes Haar flog leicht und lockig um die Schläfe. An einer kleinen Station stiegen sie aus. Der Zug mit den lauten Bergsteigern fuhr weiter. Das Ziel ihrer Wanderung war für Dugs Kräfte bemessen. Heute wollten sie ein kleines Berghäuschen erreichen, das Ferienheim von Bekannten, einige Stunden dort rasten, um tags darauf den Sonnenaufgang auf dem Gipfel des Berges zu genießen.

Sie gingen durch ein schluchtähnliches Tal, das sich mehr und mehr verengerte. Ein schmaler Streifen Wasser wand sich seinen Weg durch Steine und Geröll. Frischer Höhenwind kam ihnen entgegen. Es dunkelte bereits, als sie die Hütte aufschlossen. Christoph und Dug ergötzten sich an dem puppenhaften Unterschlupf. Da es kühlte, begann der Mann sogleich Feuer zu machen. Sie setzte sich neben den Herd und schaute zu, wie er in einer Pfanne Suppe aufsetzte. Das Holz knisterte und die Flammen huschten über sein forsliches Gesicht. Um seinen Hals lag ein buntes Tuch, die blaue Tuchjacke stand offen über dem Hemd. Etwas Bedächtiges lag in seinen Bewegungen; es machte den Anschein, als bereite ihm jede Handreichung ein besonderes Vergnügen. Nun kostete er von der Suppe, warf etwas Salz dazu und sagte zufrieden: „Bald wirst du dich sättigen können, Dug."

Die Petroleumlampe brannte. Sie saßen sich gegenüber in der Stube. Sie hatten zusammen den Tisch gedeckt und diese gemeinschaftliche Beschäftigung erfüllte sie beide mit einer stillen Freude. Dug war längst satt, als ihr Freund immer noch langsam und hingebungsvoll seinen Hunger stillte. Sie stützte die Arme auf den Tisch, ihr Oberkörper lag darauf und neigte sich nach vorn. Sie wünschte, daß diese Stunde nie vergehen würde. Nachher traten sie vor das Haus. Die Nacht dunkelte, der Mond schien, so daß die Berge ringsum leuchteten in ihrer milchigen Weiße. Die Sterne aber erstanken in einem verwirrenden silbernen Gefunkel. Christoph legte den Arm um ihren Hals. Ergriffenes Staunen, auflösen jeden Erdgefühls, machte sie beide stumm.

„Mir ist, als wäre ich nun Zeit meines Lebens unfähig eines bösen oder kleinen Gedankens", sagte er leise. „Ob mein Leben diese oder jene Wendung nimmt, was schadet es im Grunde? Es kommt auf mein Bewußtsein an, ob es auf diese Weise in mir lebendig bleibt, immer bleiben wird. Ich liebe dich, Dug, und so wie ich nicht aufhören werde, das Gefühl für das Lebendige in mir zu schirmen und zu hegen, so lange wirst du in mir sein. Du bist so stark in mir wie irgendein Teil meines Ichs, also kann ich dich auch nie verlieren."

Dug küßte die Hand, die nah an ihrer Wange lag. Sie fühlte Tränen in sich aufsteigen, Tränen des vollkommenen Glückes. Sie sagte: „Es kann nicht mehr werden, als es ist. Ich vergehe vor Seligkeit, es bedrückt mich nicht der Schatten einer Schuld und nicht ein Hauch von Trauer. Wie einfach mir alles erscheint, du selbst hast es gesagt, auch ich bin bereits ein Teil von dir, du bist längst in mir, wir brauchen keine weitere Begegnung. Sie hat stattgefunden und wird nie mehr zu lösen sein. Denn kann man die Herkunft verschiedener Gewässer in einem See noch voneinander halten?"

Später sprachen sie auch von Marta. Die Gelöst-

Filme anzunehmen, wie man ihm zusendet) und ebenfalls des „block booking", des Sammelkaufs, der ihm mit dem von ihm gewünschten Film gleichzeitig einen Stoß minderwertiger Produkte zuschanzt, die er natürlich nicht brach liegen lassen kann. — Unsitten, wenn nicht Schlimmeres, so urteilen wir, geschäftliche Gepflogenheiten — sagt der Filmhandel. Jedenfalls „Gepflogenheit", die im Interesse des Verbrauchers überall abgeschafft werden sollten, denn sie drücken offenbar ganz erheblich das Gesamtniveau. So weit die Produktion!

Und die Kehrseite der Medaille? das

geistig träge Publikum,

das im großen ganzen kaum mehr als Unterhaltung wünscht, wenn es das Lichtspielhaus besucht. Die Schicht, die dem wertvollen Kulturfilm von einigem belehrendem und künstlerischem Wert den Weg ebnet, ist leider verhältnismäßig immer noch dünn. — Mithin ist die Geschmacksbildung des großen Publikums ein sehr wesentlicher Faktor, um gegen den Sensationsfilm übler Sorte (selbstverständlich ist nur dieser gemeint) zu Felde zu ziehen und um bei nachgewiesenem finanziellem Erfolg den Filmhersteller in positivem Sinne für sich zu gewinnen. Man kann der Filmindustrie nicht zumuten, große finanzielle Opfer zu bringen, wenn das Verständnis des Verbrauchers ein höchst zweifelhaftes ist. —

Die amerikanischen Frauen haben nach dieser Seite große Erfahrung. Sie konnten feststellen, daß tatsächlich „wertvolle filmische Arbeit in Ermangelung eines geeigneten Zuschauerkreises dem Hersteller zum finanziellen Verhängnis wurde". (Mrs. Diehl in Internat. Lehrfilmschau Dez. 1931). Aber sie mußten auch einsehen, daß sie anfangs Wege beschritten, die wirtschaftlich untragbar waren, denen zufolge sie ihre Taktik ändern, ihr Programm revidieren mußten unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Belange. Die amerikanischen Frauen haben sodann die geistigen Vorbedingungen für den wertvollen Film geschaffen und nur so konnte eine gedeihliche Zusammenarbeit zwischen Filmhersteller und -verbraucher gewährleistet werden. Auch die Reklame, die heute so sehr dem Sensationsbedürfnis entgegenkommt, bedarf einer verständnisvollen Ueberwachung, die so geartet sein müßte, daß sie mehr auf kultivierte Geschmacksbildung hinzielt und auch dazu erzieht. Man kann sehr wohl für eine Sache werben, um ihr Erfolg zu verschaffen. Aber mit Geschmack werben heißt: aller schädlich gearteten Sensation die Spitze brechen. Gerade das brauchen wir — eine gepflegte, geschmacklich gute Reklame!

Und schließlich die Zensur, in deren sichtende Hände voll Vertrauen die Begutachtung des Tagesschaffens gelegt ist. Hier das richtige Maß halten, ist gewiß nicht einfach. Es gilt, einmal den Filmproduzenten nicht zu verärgern, ihn durch steuerliche Vergünstigungen bei kulturell wertvollen Filmen zur Herstellung dieser anzureizen, das künstlerische in seiner Art als Kunstwerk gebührend zu werten, zum andern aber, dem Konsumenten zu dienen, ihn vor minderwertigen Darbietungen zu bewahren, gleichzeitig aber unmerklich durch die Art der Auswahl seinen Geschmack systematisch zu schulen.

Ein weniges nach der günstigen Seite vermag die in Zukunft in Aussicht genommene Zollkonvention für den freien Umlauf von Lehrfilmen beizusteuern. Obwohl es sich vor allem um rein pädagogische Filme handeln wird, da die Grenze des Kulturfilms eine relative ist, wird diese Vergünstigung dem guten Film den Weg bereiten helfen und die Sensation mehr und mehr ausschalten.

Warum also noch immer Sensation?

Weil Idealismus und Materialismus zwei Dinge sind, die nur schwer zu einander streben.

Wie lange noch Sensation?

Der Zeitpunkt der Lösung und Ueberwindung dieses Problems ist zu einem guten Teil in das Belieben des Publikums selbst gestellt. — Erwacht das Interesse für den belehrenden, allgemeinbildenden Film, wird der Geschmack des Zuschauers kultivierter, so wird auch der wertvolle Film in stärkerem Maße das Feld behaupten und seinen minderwertigen Weggenossen verdrängen. Dann bedarf es keiner Engueten zum Schutz des Kindes vor Schmutz und Schund mehr und wir werden hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit im Interesse unserer Jugend erleben, daß Kasse und Kunst nicht mehr gegen einander, sondern Hand in Hand arbeiten.

Aenne Löwenthal.

Vom Wirken unserer Vereine.

16. Ferienkurs für Fraueninteressen in Brunnen

16.—21. Juli 1934.

Heiße Julitage brüten über Brunnen! Die Kursteilnehmerinnen und einige Gäste versammeln sich jeden Morgen im evangelisch-reform. Gemeindehaus. Im schönen, holzgetäferten Gemeindesaal finden die Uebungen statt im Vortragen, Diskutieren, Präsidieren, Protokollieren. Wie fast jede Kursteilnehmerin aus einer andern Landesgegend kommt, so verschieden sind auch ihre Arbeits- und Interessengebiete, wie es in den selbstgewählten Themen, über die sie referieren, so anschaulich zum Ausdruck kommt: Zürcher Mütterhilfe — Erfahrungen einer Frau an einer Volksversammlung — le suffrage féminin changera-t-il la nature de la femme? — das Arbeitsprogramm der Verbandsbäuerin — Stellung der Frau zur Lebensversicherung — les nouveaux mouvements politique et le suffrage féminin — moderne Knabenerziehung — politische Schriften der Gegenwart — Jugend und Sport usw. Neben diesen Uebungen hörten wir gehaltvolle Referate. Ueber „Die wahre Demokratie" sprach unser Freund Prof. E. Bovet, Lausanne: Die unwahre Demokratie ist Gegenstand der Kritik. Wir können den Fronten dankbar sein, daß sie uns auf die Mängel derselben hingewiesen haben. Unsere Vorfahren hatten keine grundsätzliche, systematische Einstellung zur Demokratie. Sie handelten bei der Gründung unserer Eidgenossenschaft mehr nach gefühlsmäßigem Instinkt. Die Demokratien der italienischen Städte haben Einfluß gehabt auf die Gründung unseres Bundes. Die Idee ist über den Gotthard gewandert. Die Demokratie hat sich entwickelt. Sie ist ein ewiges Werden. Ohne Freiheit besteht keine Menschenwürde, aber es gibt auch keine Gesellschaft ohne Ordnung. Der Gehorsam ist das Opfer für die Gemeinschaft. — Wir haben in unserer Demokratie die Rechte immer höher geschraubt, die Pflichten aber nachzuführen vergessen (Frauenstimmrecht). Einer jeden Pflicht entspricht aber ein Recht.

Nach dieser tiefgreifenden Vorbereitung und staatsbürgerlichen Schulung besichtigten wir bei Anlaß eines nachmittäglichen Ausfluges im „Turme zu Schwyz" die ältesten Urkunden unserer Demokratie. Da lagen wohlverwahrt unter Glas die zwei ersten Bundesbriefe von 1291 und 1315, das schöne Stanserverkommnis, die alten Freiheitsbriefe, ausgestellt von Fürsten an die Eidgenossen, die Verträge der Orte mit denselben bei Eintritt in den Schweizerbund. Und nun folgte eine Geschichtsstunde, wie keine von uns sie je erlebt hatte.

Die Geschichtsstunde am Fahnenschrank.

Es ist begreiflich, daß ein bejahrter Archivar sich die Gelegenheit, seine Kenntnisse anzubringen und die Ergebnisse seiner langjährigen, fleißigen Forschungen mitzuteilen, sich nicht so leicht entgehen läßt, besonders wenn er ein Hagestolz ist und eine Schar aufmerksamer Zuhörerinnen vor sich hat. Es war für beide Teile keine leichte Sache, diese Geschichtsstunde. Die Julihitze hatte sich auch in jene Turmkammer eingenistet, dumpf und schwer war die Luft. Vor dem Fahnenschrank stand der Archivar, er wendete die Fahnen und dozierte. Um 1315 fing er an. Diese Fahne hat die Schlacht am Morgarten mitgemacht. Wir erlebten die Verwirrung, die unter dem feindlichen Reitervolke entstand. Sempach kam an die Reihe, der alte Zürichkrieg, bei dem die Schwyzer sich auszeichneten. Weiter ging's durch den Fahnenwald. Die Burgunderkriege! Sie waren lang, nichts wurde uns geschenkt. O, dieses Deutsch, seufzte die kleine Welsche und harrte aus. Die Tagsatzung zu Stans! Die Fahne, die im zweiten Kappelerkrieg Zwingli fallen sah. Weiter ging's durch den Bauernkrieg und Villmergenkrieg, zur Schlacht am Rothenturm. Aber auch die längste und heißeste Geschichtsstunde nimmt einmal ein Ende. Die alten, mächtigen Schlüssel knarrten und wir traten hinaus an die frische Luft, in die neue politische Bewegung. Beim Abschiede: Wissen Sie, wem Sie diese Geschichtsstunde erteilt haben? Den schweizerischen Frauenstimmrechtlerinnen! Die Verblüffung war groß.

Soll ich weiter erzählen? Von unserer nächtlichen Motorboot-Fahrt nach Beckenried zu einem Vortrags- und Propagandaabend, wo wir die Motorbootführerin als neuen weiblichen Beruf kennen lernten? Es war übrigens ein ganz modernes Motorboot, das uns bei hereinbrechender Nacht an unsern Bestimmungsort brachte, ruhig und sicher gesteuert von einem jungen Mädchen, das vor nicht gar langer Zeit mit dem Boot als Erbe vom verstorbenen Vater auch den Beruf übernommen hatte und das uns erklärte, der Beruf eines Motorbootführers eigne sich eigentlich viel besser für eine Frau als für einen gesunden, kräftigen Mann. Es war eine herrliche Fahrt in den nächtlichen Abend hinein. Und nachher dann ließ unser blonder Fährmann kein Auge von den Lippen unserer vortragenden Frau Dr. Leuch, die zu den alten und jungen Frauen aus der Umgegend über eine Stunde lang in schlichten und klaren Worten sprach: Von den Pflichten gegen sich selbst, von den Pflichten gegen die Familie und von den Pflichten gegen den Staat.

Aber wozu weiter erzählen? — Den nächsten Ferienkurs selbst mitmachen ist viel schöner.

St.-G.

Frauenzentrale beider Basel.

Aus ihrem Jahresbericht.

Es ist charakteristisch, daß auch in dieser Frauenvereinigung die weiblichen Berufsfragen in den Beratungen des Jahres einen erhöhten Raum einnahmen. Berufsmöglichkeiten für Mädchen, Sozialausbildung, Neugestaltung des sozialen Lehrjahres, Frauenerwerbsarbeit in Gefahr waren Themen, denen in Sitzungen und Vorträgen erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Aus der hauswirtschaftlichen Beratungsstelle des Hausfrauenvereins ging auf breiterer Basis, an der die Frauenzentrale wesentlich beteiligt ist, die „Neutrale Auskunfts- und Beratungsstelle für Frauen" hervor, die unentgeltliche Sprechstunden für Hauswirtschafts-, Erziehungs- und Rechtsfragen abhält. Enge mit dieser Stelle zusammen arbeitet die von der Frauenzentrale geschaffene Kommission für den Hausdienst.

Hand in Hand mit diesen Arbeiten gingen Eingaben an die Behörden, so um die Erteilung von Näh- und Kochkursen an die Erwerbslosen, um die Erweiterung der Bedürfnisanstalten auch für Frauen (endlich griff eine Frauenzentrale auch einmal diese Frage auf!) usw.

Daß die Wellen, die gegen unsere Demokratie anbranden, auch die Basler Frauen veranlaßten, sich der Arbeitsgemeinschaft „Frau und Demokratie" anzuschließen, erscheint fast selbstverständlich und ist es doch nicht. Viele Frauen fürchten eben immer wieder, damit in die politische Sphäre hineingezogen zu werden. Die Frage ist aber sicherlich eine überpolitische, eine, die an die gesamten Grundlagen unseres staatlichen und damit auch unseres persönlichen Lebens rührt und daher ist es auch Sache jeder Frau, sich damit zu befassen. So hat auch die Basler Frauenzentrale entschieden.

Die basellandschaftliche Frauenzentrale ihrerseits widmete sich hauptsächlich der Frage der Hausdienstlehre und wenn die Arbeit auch manchmal mühsam und wenig erfolgreich ist, so bebaut sie dieses Neuland doch unentwegt weiter, wissend, daß manche Früchte eben lange zum Reifen brauchen.

D.

Kleine Rundschau.

Aus dem zürcherischen Schulwesen.

Die Stadt Zürich hat im Jahre 1933 für ihre Schulen **12,116,755 Fr.** ausgegeben. Dieser Ausgabe stehen Einnahmen von 4,631,564 Fr. gegenüber. Da die Schülerzahl im Frühjahr 1935 um etwa 1450 größer sein wird als im laufenden Schuljahre, müssen, um mit den verlangten Lehrstellen auszukommen, die Klassenbestände durchschnittlich um vier Schüler erhöht werden.

Ein Grund zur Prämie.

Der hessische Staatsminister teilte mit, daß jeder Frau, die mehr als drei Kinder geboren habe, jeden Monat einmal der kostenlose Besuch des Landestheaters ermöglicht werden soll. Im gleichen Sinne werden Verhandlungen mit den Lichtspielhäusern gepflogen.

Frauen in Stadtparlamenten.

London. Bei den letzten Wahlen in den Gemeinderat von London wurden unter den 145 Mitgliedern 21 Frauen gewählt.

Wien. In die neue Verwaltungsbehörde der Stadt Wien wurden auf korporativer Grundlage 64 Gemeinderäte ernannt. Drei Frauen, welche für kulturelle Fragen zuständig sind, gehören diesem Rate an.

Eine Frauenbank in Shanghai.

An dem bekannten Kongreß der Frauen der Vereinigten Staaten, den sie unter dem Titel „Die Kultur — unsere gemeinsame Sache" vor kurzem auf der Weltausstellung von Chicago gehalten und zu dem sie die Frauen der ganzen Welt eingeladen hatten, berichtete unter anderem auch eine chinesische Delegierte Dr. Yi-Fang-Wu über den glänzenden Aufstieg einer chinesischen Frau Nyien Sok Wo's, die ihre Tätigkeit als Laufmädchen einer Bank begonnen hatte und heute selbst an der Spitze eines Bankunternehmens steht, dessen Personal fast ausschließlich aus Frauen besteht. Diese Kommerz- und Sparbank in Shanghai, deren Direktor Frau Nyien Sok Wo ist, wurde im Jahre 1924 mit einem Aktienkapital von 200,000 Dollar gegründet. Heute beträgt der Reservefonds der Bank 5 Millionen und das Aktienkapital 500,000 Dollar. Die Geschäfte nahmen einen so bedeutenden Aufschwung, daß ein größeres Geschäftslokal notwendig wurde. Seit einigen Jahren besitzt das Unternehmen ein eigenes modernes Bankgebäude in einer der Hauptstraßen von Shanghai — ein Unternehmen, von einer Frau in geduldiger Arbeit aufgebaut und der Krise zum Trotz auf der Höhe erhalten!

Ingenieurinnen in Polen.

Die Zahl der weiblichen Ingenieure in Polen ist noch gering. Die Frauen, die sich diesem Beruf bereits zuwandten, haben sich jedoch alle durch Intelligenz und sachliche Tüchtigkeit einen geachteten Namen unter ihren männlichen Fachgenossen erworben. Eine der ersten Ingenieurinnen war Maria Kubaszewska, die an der technischen Hochschule in Warschau studierte und seit 1927 im Eisenbahnministerium angestellt ist, wo sie seit zwei Jahren einen wichtigen Sektor der Eisenbahnlinie Warschau-Wien, einschließlich des Dombrowabassins bearbeitet und für sämtliche Reparaturen, Instandhaltungsarbeiten der Strecke verantwortlich ist. In ihrer amtlichen Eigenschaft hat sie die Pläne für den Eisenbetonbau eines Viaduktes und eines Tunnels für eine Strecke des Warschauer Eisenbahnnetzes ausgearbeitet.

Musikerinnen.

Martha Linz, die Berliner Violin-Virtuosin, die erste Frau, die auf der Berliner Musikhochschule zur Dirigentin ausgebildet wurde, hatte kürzlich als Dirigentin des Berliner Philharmonischen Orchesters einen großen Erfolg und wurde daraufhin verpflichtet, in Riga vier Sinfoniekonzerte, die durch Radio übertragen werden, zu dirigieren. Das erste Konzert fand am 15. Juli statt.

Eine kleine Geschichte.

Es war einmal eine junge Frau, die ihre freie Zeit, die ihr Beruf ihr ließ, damit zubrachte, sich künstlerisch zu betätigen. Sie hatte Erfolg, man beachtete sie, sie kam voran. Aber die getreuen Nachbarn und Freunde erhoben sich drohend: Doppelverdienerin! Hat sie nicht ihren Beruf? Mag sie sich an ihrem Verdienst genügen lassen und nicht andern Familien und Männern das Brot schmälern! — Da erschrak die junge Künstlerin und schwieg fortan. Da kamen wieder andre Freunde und Nachbarn und klagten um die vielen schönen Werke, die nun ungeschaffen bleiben sollten. „Das ist die Frau", murrten sie, „etwas anfangen und dann aufgeben, sobald der Kampf beginnt!" — Die junge Frau wurde traurig um die verlorene Kunst und fing an, still für sich, wie ehemals zu schaffen. Sie sandte ihre Werke hinaus, ohne Lohn zu verlangen, sie verschenkte mit offenen Händen und glaubte, es nun recht zu machen. Aber da brach ein Sturm gegen sie los: uns Kollegen in den Rücken zu fallen, uns, die wir uns quälen müssen um jeden Pfennig! Sie erschrak, daran hatte sie nicht gedacht. — Da ging sie hin und gab ihren Beruf auf und widmete sich von nun an ganz ihrer Kunst. Aber die Kunst ließ sie darben, sie konnte nicht leben und nicht sterben davon. Auf dem Wohlfahrtsamt schüttelte man den Kopf: wie kann einer von Kunst leben wollen! Ihren schönen Beruf haben sie aufgegeben, welch ein Leichtsinn! Wenn Kunst nur andern zur Last fällt... — Zuletzt heiratete die junge Künstlerin — und damit fängt das Märchen von der Doppelverdienerin von vorn wieder an und wird so weitergehen, immer im Kreise herum, bis sie gestorben ist, die Künstlerin oder die Kunst!

J. S.

Von Kursen und Tagungen.

Ein bernischer Frauenbildungskurs.

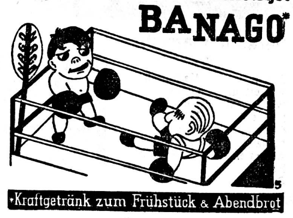
Vom 1. bis 4. Oktober 1934 wird der Bernische Frauenbund in der Aula des städtischen Gymnasiums (Kirchenfeld) einen Frauenbildungskurs durchführen. Er behandelt in seinem ersten Teil erzieherisch-soziale Fragen, im zweiten solche von beruflich-wirtschaftlicher Natur. Der Kurs ist jedermann zugänglich; Auskunft gibt das Sekretariat, Bahnhofplatz 7, IV.

Lagerfeuer der Pfadfinderinnen.

Die schweizerischen Pfadfinderinnen laden anläßlich ihrer Weltkonferenz in ihrem Heim in Adelboden zu einem Lagerfeuer ein, das Montag, den 13. August, 17.30 Uhr im internationalen Pfadfinderinnenheim in Adelboden stattfinden wird. Der Weg zum Heim zweigt direkt unterhalb des Dorfes Adelboden bei der eisernen Brücke (Autohaltestelle Schützenbrücke) von der Autostraße nach links ab, Richtung Bondertal.

(Der Sieger zum Besiegten:)

Sag' Deiner Mutter, du benötigst BANAGO



Kraftgetränk zum Frühstück & Abendbrot

P 2 On

BASEL

Hotel Baslerhof

P 1489-1 Q

Christliches Hospiz, Aeschenvorstadt 55

Bestbesuchtes Familienhotel. Moderner Komfort. Zimmer teils mit fließendem Wasser von Fr. 4.50 an. Alkoholfreie Restauration. Eigene Konditorei. Reduzierte Preise

heit ihres Herzens machte sie gut und großmütig. Sie wetteiferten gemeinsam, das Wesen der Abwesenden aufs Schönste zu umkleiden. Besonders Dug wurde nicht müde, deren unentwegte Art zu bewundern und sie erregte sich leidenschaftlich, als Christoph eine Bemerkung machte, die sie für Marta als kränkend empfand.

„Es ist Schlafenszeit", sagte Christoph, „um fünf Uhr müssen wir unterwegs sein."

Dug trat in einen kleinen Schlafraum. Die Türe zu einer zweiten Kammer stand offen. Christoph, der den Riegel vor die Haustüre geschoben, trat zu ihr. Er überflog die Lagerstätten; das Wort, das ihm auf den Lippen gelegen, blieb ungesprochen. Eine heiße Welle überflutete ihn. Er befand sich mit Dug allein; diese Hütte gehörte ihnen. All das Vorhergehende, diese Gespräche beim Wandern und eben vor dem Hause, bedeuteten einen neuen Beweis ihrer Einstimmigkeit. Der erste Schritt des heutigen Tages hatte bereits in dem Bewußtsein ihrer Verbundenheit begonnen. Seine Blicke ruhten auf dem Mädchen. Sie saß auf einem Stuhl an der Wand und löste ihre Schuhe. Die Haare fielen ihr über die Stirn und der entblößte Nacken bot sich seinen Augen schmal und kindlich dar. Noch hatte sie kein Wort mit ihm gewechselt, seitdem sie diesen Raum betreten. Fühlte sie ebenso brennend wie er zurückgedämmte Sehnsucht aus trügerischem Schlafe erwachen? Er mußte es wissen. Er beugte sich zu ihr nieder und sagte mit einer fremden Stimme: „Laß mich dir helfen, Dug."

Sie hob den Kopf, ihr Gesicht war sehr bleich. Mit einer hilflosen Bewegung ließ sie die Arme sinken. Er streifte ihr die Schuhe von den Füßen. Seine Hände zitterten, als er nun auch die Knöpfe ihrer Jacke öffnete. Durch den feinen Stoff der Bluse schimmerte Hals und Brust. Sein Gesicht schien nicht minder bleich als das ihre, als er ihr auch diese aufriß und mit einem Laut aus Qual und Seligkeit vermischt seinen Kopf an ihrer bebenden Nacktheit verbarg.

Als Dug am Sonntagabend ihr Zimmer betrat, lag ein Eilbrief für sie bereit. Man rief sie nach Hause zu ihrer schwer erkrankten Mutter. Sie wunderte sich nicht über dieses Zusammentreffen. Kleines Leid, kleines Glück, lag nicht im Schoße dieser Tage. Sie packte in einer lautlosen Trauer den Koffer und erbat sich telephonisch ihren Urlaub. Christoph sah sie nicht mehr. Sie versagte sich den brennenden Wunsch, von ihm Abschied zu nehmen. Fröstelnd saß sie am frühen Morgen im Zug, der sie wegtrug aus dem Bereich eines kurz geschauten, aber tief erlebten Schicksals.

Sie stürzte sich in ihren Pflichtenkreis mit einer Aufopferung, die ihrer seelischen Angespanntheit entsprach. Jede kleinste Lockerung hätte sie als Unrecht empfunden. Einmal schrieb Christoph, daß er in wenigen Tagen nach Hause reise. Aus seinen Worten sprach tiefste Niedergeschlagenheit; er fühlte sich in Unrecht verstrickt. Dug verwies ihm Reue und Kleinmut; ihre Verbundenheit war aus keinem Zufall gewachsen. Es galt, seinen Taten gegenüber stark zu bleiben und sich nicht an einem Gefühl zu vergreifen, das in einer Sternenacht kristallhell aufgeleuchtet.

Sie verdoppelte ihre Kräfte und wurde nicht müde, sich Christophs innerer Zerrissenheit anzunehmen. Ihr Wunsch, den geliebten Mann zu seinem spätern Leben tauglich zu machen, drängte sie zu einer derartigen Entselbstung, daß Weißmann annehmen mußte, Dugs inneres Gleichgewicht sei keiner Gefahr ausgesetzt. Von da an wurde er ruhiger. Zudem fesselte ihn eine berufliche Angelegenheit aufs engste, und aus dem verwirrenden Brausen des Blutes und seelischen Bindungen erhob sich kühl sein Daseinswille. Seine Briefe verloren in der Folge den Zug von Ratlosigkeit. Dug, ihrer wahrsten und brennendsten Aufgabe enthoben, suchte sich in körperlichen Leistungen zu ermüden. Ihre Mutter verwehrte ihr in ihrer ungeduldigen Genesungszeit dieses maßlose Ausgeben der Kräfte nur schwach. Die Folgen blieben nicht aus. Dug erkrankte an Brustfellentzündung und als sie nach vielen Wochen aufstehen konnte, war es nur deshalb, um in ein Sanatorium verbracht zu werden. Als man ihr zum ersten Mal eingelaufene Briefe überreichte, lag darunter die Vermählungsanzeige von Christoph Weißmann und Marta Heim.

*

Einige Jahre später lernte Dug Johannes kennen. Ihre müde Schwermut zog ihn an, weil er sie an sich nicht kannte. Da mochte eine Vergangenheit Zeichen hinterlassen haben. Es lockte ihn, diese zu entziffern. An einem Abend — Dug war zu jener Zeit Sekretärin eines Arztes und deshalb ungleich beschäftigt — kam sie später als gewöhnlich nach Hause. Sie bewohnte mit Elinor eine kleine, neuzeitliche Wohnung. Ihre Freundin war Lehrerin an einer höhern Mädchenschule und beide wünschten von ihrem Zusammensein gänzliche Unabhängigkeit.

Als Dug ihr Wohnzimmer betrat, saß Johannes am Schreibtisch.

„Elinor ließ mich hinein", sagte er flüchtig aufblickend. „Sie ist ausgegangen. Ich hütete die Wohnung."

„So", sagte Dug und ging hinüber ins Badzimmer. Sie fühlte sich müde und abgespannt und wäre lieber allein gewesen. Sie wusch sich Gesicht und Hände, fuhr mit der Bürste über die Haare. Einen Augenblick besann sie sich, ob sie sich umziehen sollte. Nein, überlegte sie schnell, das sieht zu wichtig aus, zu absichtlich auch. Johannes will immer etwas erraten; so junge Pädagogen mit medizinischem Einschlag sind stolz auf ihre Schlüsse. Ich will bleiben wie ich bin.

„Soll ich Tee aufstellen für Sie", rief Johannes. Dug lächelte. Es überraschte sie immer noch, daß junge Leute so selbstverständlich dies und jenes taten, ihre fortschrittliche Einstellung auf diese Weise betonten.

„Ja bitte."

Und nun besann sie sich doch nochmals ernstlich, ob sie sich hübsch machen wollte. Johannes Einfall, Tee für sie zu kochen, rührte sie. Aber sie öffnete die Türe und ging wie sie war zu ihrem Gast.

„Ich weiß nicht, was Sie speisen wollen, Dug. Soll ich Eier kochen und wieviele?"

Johannes steckte den Kopf aus der Küche.

„Es ist nett, wie Sie für mich sorgen", sagte das Mädchen beinahe dankbar. „Doch kommen Sie nur. Ich nehme ein Butterbrot und dazu eine Orange. Sie halten doch mit. Wo bleibt Ihr Gedeck?"

„Nur Tee für mich, und Zigaretten bitte, wenn Sie haben."

Später fragte Dug: „Was haben Sie denn geschrieben, ehe ich kam?"

„Wollen Sie es hören, Dug? Ein Anfang, ich weiß noch nicht, zu was. Ich möchte einmal einen Roman schreiben, wissen Sie, aber ich bekomme vorläufig nichts als Fetzen in die Hand."

„Wie alt sind Sie, Johannes?"

„Vierundzwanzig."

„Das ist wenig, um einen Roman zu schreiben. Ich bin siebenundzwanzig, Johannes, und wenn ich überhaupt zum Schreiben begabt wäre, fühlte ich mich beinahe noch zu jung dazu."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Ausstellung in Basel: Für Mutter und Kind.

Die Neutrale Auskunfts- und Beratungsstelle für Frauen veranstaltet vom 1. bis 15. September in der großen Halle der Mustermesse eine Ausstellung, die wohl alle Frauen Basels sehr interessieren wird. Und nicht nur sie, sondern auch andere Kreise, denn neben den großen Frauenorganisationen beteiligen sich u. a. das Gesundheitsamt, Frauenspital, Kinderspital, Verein für Säuglingsfürsorge, Pro Juventute, der Zweck der Ausstellung geht also sie alle an.

Dieser Zweck ist in erster Linie: Belehrung der Frauen über alles was zur Pflege, Beschäftigung und Erziehung des Kindes gehört, speziell aber über die Erzeugnisse, die unsere hochentwickelte Schweizer Industrie zu diesem Zweck zu bieten hat.

Da ist in erster Linie alles, was zur Gesundheitspflege gehört, dann das, was zur rationellen Ernährung des Kindes von kompetenter Seite empfohlen wird. Auch die Kleidung, ihre zweckmäßige und auch ästhetisch befriedigende Gestaltung wird ihren Platz finden.

Wichtig ist auch das Milieu, in dem die Jugend aufwächst, einfache, helle und leicht zu reinigende Möbel bilden den rechten Rahmen für ein Kinderleben, und die Ausstellung wird zeigen, daß er ohne übermäßigen Kostenaufwand zu beschaffen ist.

Ein eigener Raum ist der Abteilung: Beschäftigung und Spiel vorbehalten, hier können unsere Schweizer Firmen zeigen, was sie an gediegenem und sinnvollem Spielzeug zu bieten haben.

Der Hintergrund ist speziell der Belehrung über die Institutionen und Einrichtungen gewidmet, die in unserm Land der Kindheit, ihrer Behütung und Pflege dienen, auch das wichtige Gebiet des Kinderbuchs soll dort berücksichtigt werden durch Ausstellung gediegener von Pädagogen empfohlener Jugendliteratur. Daß auch eine Möglichkeit alkoholfreier Verpflegung nicht fehlen wird, ist selbstverständlich, der letzte Raum ist diesem freundlichen Zweck vorbehalten.

Wir dürfen wohl eine jener guten, gediegenen Frauenausstellungen erwarten, wie sie in größtem Maßstab die „Saffa" geboten und es ist anzunehmen, daß unsere Frauenwelt der Veranstaltung zu einem vollen Erfolg helfen wird.

(Es seien die Eltern schon jetzt aufmerksam gemacht auf einen Kinder-Photo-Wettbewerb; alles Nähere ist zu erfahren bei den betreffenden Photogeschäften in Basel.)

Von Büchern.

Grenzdienst der Schweizerin 1914—1918.

Herausgegeben von Frau M. Schmid-Itten, Bern, Frau R. Meili-Lüthi, Pfäffikon-Zch. und Eugen Wyler, Schriftsteller, Zürich. Preis Fr. 8.—. Verlag Alfred Schmid & Co., Bern.

Das von Soldaten geschriebene und im vergangenen Jahre erschienene Schweizer Grenzbesetzungsbuch 1914—1918 hat eine Reihe von Wehrmannsfrauen veranlaßt, ein Erinnerungswerk an die schweren Jahre 1914—1918 auch für die Schweizerin herauszugeben. Denn wie die Grenze unserer im Weltkrieg bedrohten Heimat im Norden und Süden, im Westen und Osten von unsern Männern und Söhnen bewacht wurde, so hat im Innern die Schweizerin den Grenzdienst besorgt, haben Mutter u. Schwester schweigend u. ohne Klage die vielfach bittere Not überwunden. „Von ihren Opfern, ihrem Lebensschmerze, ihrem stillen Walten, ihren vielen Tränen, ihrer christlichen Resignation, ihrer Nächstenliebe, ihrer barmherzigen Hilfe und ihren Samaritertaten aber hat man wenig gehört," sagt Frau Mary Bohny, die Gattin des damaligen Rotkreuzchefarztes, in ihrem schönen lesenswerten Beitrag „Aus dem Tagebuch einer Frau".

140 Frauen haben hier ihre Erinnerungen niedergelegt. Man wird sie nicht ohne Bewegung nachlesen.

Das Alpenbuch der eidgenössischen Postverwaltung. Fr. 3.50. Verlag Generaldirektion P. T. T., Bern. Wer sich jetzt mit Ferienplänen befaßt, wird mit Interesse im vierten Band des Alpenbuches der eidgenössischen Postverwaltung blättern. Das Verzeichnis der Linien, die genauen Angaben über Preise, Fahrscheine, Handgepäck, Versicherung und die Schweizerkarte mit den Einzeichnungen der Alpenposten geben einen guten Einblick in die ganze Organisation.

Das Buch mit seinen originellen Heiligenbildern, den anschaulichen, aufschlußreichen Artikeln und den gut reproduzierten Photographien bietet angenehme und anregende Reise- oder Ferienlektüre.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, (abwesend vom 15. Juli bis 5. August).
Vertretung: Helene David, Tellstr. 19, St. Gallen (Tel. 2513).
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

ORO
schmeckt an den Speisen wie Butter und ist außergewöhnlich ergiebig
Flad&Burkhardt A.-G.
Zürich-Oerlikon
(Gegründet 1889)
P 243 Z

Flechten
jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myra" Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die Apotheke Flora, Glarus OF11186Z

Eine Auswahl guter alkoholfreier Wirtschaften u. Gastöfe

Basel P 1490 Q
Batterie
Alkoholfreies Café
beim Wasserturm
Schönste Rundsicht Basels
Tel. 21.438 A. & H. Keuerleber

Basel Tea-Room Turmhaus
am Aeschenplatz
A. & H. Keuerleber
Heller, hoher Raum
Gepflegter Service
P 1490 Q Telephon 40.866

Bern
Daheim Alkoholfreies Restaurant
Schöne Hotelzimmer - Zeughausgasse 31
P 1245 Y Tel. 24.929

SEEHOF
Hilterfingen (Thunersee)
Heimeliges Familienhaus, Restaurant, Tea-Room. Moderner Komfort. Geeignete Räume für Sitzungen und Anlässe. Wochenendarrangements. Prospekte. Telephon 92.26.
P 8187 Y

LUZERN P 1233 Lz
Hotel Waldstätterhof
beim Bahnhof
Hotel Krone
am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern

PRIVAT KOCH SCHULE VON ELISABETH FÜLSCHER
PLATTENSTRASSE 86 ZÜRICH 7 TELEFON 24.461 P179Z
KOCH KURS
14. Aug. 6 Wochen vormittags
2. Okt. 6 Wochen vormittags

Erholungsheim „STOCKENWEID"
Ideale Lage, gepfl. Haus, sorgfältige Küche, Nähe Strandbad, pro Tag von Fr. 5.- an. Prosp. und Auskunft durch P150Z Frau Dr. Lucci, Feldmeilen.

Druck-Arbeiten
liefert prompt und billig
Buchdruckerei Winterthur AG.

Walliser Aprikosen

Brutto p. Netto kg	10	15	20
Ia Auswahl	Fr. 9.50	14.-	18.-
2. Auswahl „	7.50	11.-	14.-
f. Konfitüren „	6.50	9.50	12.-

Franko. Dondainaz, Charrat.
P 700-2 S

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bürkiweg 6, Tel. Christof 31.36
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Innerer Sonnenweg 1a, Tel. 766
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080
P 1647G

Kaffee:
Warum gleich von unserm „teuersten" kaufen? Probieren Sie einmal unsere
„Campos"-Mischung
die billig ist, aber manche teure an Qualität übertrifft. Ueberwinden Sie das alte Vorurteil, daß der Preis die Qualität macht!
„Campos" (Brasil-Mischung) 250 g 55½ Rp. (405 g - Paket 90 Rp.)
„Bonarom" (nur gemahlen) 250 g 45½ Rp. (550 g - Paket Fr. 1.—)
„Columban". Mokka-Mischung 250 g 71½ Rp. (350 g - Paket Fr. 1.—)
„Exquisito" 250 g 94⅓ Rp. (265 g - Paket Fr. 1.—)
Koffeinfreier Kaffee „Zaun" ¼ kg 98 Rp. (255 g - Paket Fr. 1.—)
Kaffee-Ersatzmischung fixfertig ½ kg 62½ Rp. (400 g - Beutel 50 Rp.)
hergestellt aus Zerealien, Eicheln, Tropenfrüchten, Edelkastanien und feinem Bohnenkaffee. — Gebrauchsanweisung auf den Paketen.

Neue Ernte
Erbsen-Konserven mittelfein 1/1 B. 85 Rp. halbfein „ „ Fr. 1.— fein „ „ Fr. 1.20
Diese Qualitäten sind auf Wunsch auch in gegrünter Ware erhältlich.
Erbsen mit Karotten mittelfein 1/1 B. 90 Rp. fein 1/1 Büchse Fr. 1.20
Erdbeer-Konfitüre
Döschen mit Deckel, 185 g netto 25 Rp.
Dose 800 g netto Fr. 1.—
Kalif. Spargeln
large white, Marke „Pratt Low", gr. Büchse 1.50
Roter Delikateß-Salm „Del Monte" per Büchse 85 Rp. (nur in den Verkaufsmagazinen)
Hummer (Lobster), Marke „Viktoria", ¼ Büchse 90 Rp. (nur in den Verkaufsmagazinen)

Verkaufsmagazine in:
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern
MIGROS
Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen
RE-326

Es leben die Freiheiten!

Die Schweiz hat das besondere Glück, daß genügend Reserven jeder Art vorhanden sind, daß wir abwarten können, wie sich die wirtschaftlichen Experimente in den Staaten bewähren, die eben irgend etwas versuchen müssen, um aus ihrer Lage herauszukommen.

Gewisse Erkenntnisse von schicksalsschwerer Bedeutung sind durch teure Erfahrungen unserer Nachbarn bereits gewonnen: Z. B. die, daß durch sogenannte Planwirtschaft, die naturnotwendigerweise immer Zwangswirtschaft sein muß — denn ohne Autorität setzt man keinen Plan durch —, das Los des einzelnen Bürgers nicht verbessert, seine Freiheit, seine individuelle Leistungsfähigkeit aber eingeschränkt und Persönlichkeitswerte vernichtet werden. Der Staat mag wohl stärker, einheitlicher, imponierender werden durch die in ihm konzentrierten Gewalten, aber er wird dann zu einem „Koloß auf tönernen Füßen", wo der individuelle Wohlstand seiner Bürger zerfällt, die Kaufkraft zusammenbricht und damit der Kreislauf von Ware und Geld dünner und dünner wird. Der Staat ist und wird ewig halt nur ein Verwalter bleiben, und wo die zu verwaltenden Güter und Kräfte bis zum Nichts schwinden, wird eben nichts mehr zu verwalten sein.

Es wird kein geniales Rezept geben, das in Volks- und Weltwirtschaft plötzlich aus den wirtschaftlichen Nöten erlöst. Schon vor 2 Jahren vertrat der Schreibende an einer vom „Berliner Tageblatt" in Berlin veranstalteten „Weltwirtschaftskonferenz", im Gegensatz zu den weitaus meisten der dort verfochtenen wissenschaftlichen Thesen, die Ansicht, daß die Besserung und Gesundung aus der Gesundung und Erstarkung der kleinsten, bescheidensten Einzelzellen der Wirtschaft aus eigener Kraft und Tüchtigkeit des Mannes, der Frau, der Familie, der kleinsten Betriebe kommen müsse. Und dieser Prozeß hat schon bescheiden begonnen, so z. B. in der Uhrenindustrie, wo die Großbetriebe auch mit Subvention nicht mehr existieren können, können sich Mittelbetriebe behaupten und heraufarbeiten.

Es ist nämlich eine nachweisbare und man darf sagen bewußte Unwahrheit, daß die Großbetriebe immer mehr zunehmen und die kleinen auffressen. Auf der ganzen Linie ist gegenwärtig wieder das Gegenteil der Fall: Die Großbetriebe der Industrie der Welt brechen eher auseinander, die sogenannten Welthandelsfirmen gehen gewaltig zurück und an ihre Stelle treten kleine Importeure und Exporteure.

Es ist geradezu ein Schulbeispiel, was bezahlte Journalistik und Geschäftspolitik vermag, nämlich während eines ganzen Jahres die wirklichen und tatsächlichen Verhältnisse verkennen zu lassen und eine ganze Politik in entgegengesetztem Sinne zu machen, eine Politik, die in der Richtung derjenigen Länder marschiert, die nach den täglichen Zeitungsmeldungen an den schlimmsten Enden angekommen sind. Herr Prof. Dr. G., ein namentlich beim h. Bundesgericht hoch akkreditierter Experte, schreibt hierüber in der

„Schweizerischen Juristen-Zeitung"

vom 1. April a. c. folgendes:

„... Mit dem Dahinfallen der föderalistischen Referendumsdemokratie würden daher wohl auch die die Schweiz bildenden Nationalitäten auseinanderfallen und früher oder später zu ihren Müttern zurückkehren. Eine solche illegale Praxis wirkt sich destruktiv aus; sie untergräbt das Rechtsbewußtsein. Mit ihren Verfassungsbrüchen sägt die Bundesversammlung, wenn auch in guten Treuen, unbewußt am Aste, auf dem sie steht. Exempla docent. Wer aber Sturm sät, der wird Sturm ernten. Das Mißtrauen gegen das Volk hat nämlich seinerseits eine Vertrauenskrise gegenüber den politischen Bundesbehörden ausgelöst. Wenn heute die Bundesversammlung in weiten Kreisen nicht mehr das Vertrauen besitzt, das sie als Volksvertretung eigentlich genießen sollte, so ist dies sicherlich nicht zuletzt auf ihre verfassungswidrige staatsrechtliche Praxis zurückzuführen..."

Das sind **ernste Worte**, von kompetenter Stelle gesprochen.

Man wird sagen, daß im Kleinhandel und in gewissen Gewerbezweigen tatsächlich doch ein Ueberhandnehmen der Großbetriebe festzustellen ist. Das ist aber gerade der Beweis dafür, daß jene Kleinbetriebe ganz besonders **rückständig** sind, sonst könnten sie von einer wirtschaftlichen Lage, die ein schlechter Boden für den Großbetrieb und ein günstiger für den Klein- und Mittelbetrieb ist, nur profitieren! Die Ausnahme bestätigt die Regel.

Woher kommt es, daß der Klein- und Mittelbetrieb plötzlich seine Revanche nimmt? Die Großbetriebe sind durch einen gehörigen Kostenapparat gehemmt. In der Regel zahlen sie auch bessere Löhne und müssen den Arbeitsvertrag strikte innehalten. Heute aber ist das Entscheidende, daß der sich behauptet, der im kleinsten alles übersehen, kontrollieren, in jedem Detail sparen und alle kleinsten Möglichkeiten, worunter **leider** auch ungenügende Löhne, unbezahlte Ueberstunden fallen, ausnützen kann. Wir sind in einer Zeit, in der das Sparen und die sorgfältige Beobachtung des Details regieren, vor allem in unserem Land die **Details der Qualität.** Und es muß gesagt werden, daß die **Selbstbetroffenen** das auch gemerkt haben und darnach handeln. Es sind die Sekretäre und die Präsidenten, die Verbände und Spitzenverbände die keine Lorbeeren in der Detailarbeit im kleinsten sehen, sondern sich besser im spannenden Spiel der politischen Kombinationen und dem Kitzel der Umstürzlerei gefallen... Der ganze Flitter der Spitzenverbände erinnert aufdringlich an die Herren Delegierten an den Abrüstungskonferenzen, die so ziemlich genau das Gegenteil tun und erreichen werden, was je 50 gewöhnliche, durch das Los bestimmte Bürger der betreffenden Länder tun und erreichen würden. Man lache nicht, die Schwurgerichte sind auch Laiengerichte und stehen in den schwersten Fällen **über** dem Berufsrichter.

Kindisch komisch ist, daß man im Verbandswesen und in den „Spitzen der Verbände" die **Zukunft** sieht, währenddem doch jedes hellsichtige Menschenkind von bloßem Auge sieht, daß das Verbandswesen das „schönste Mannesalter" schon überschritten hat und die übelsten Alterserscheinungen auch für den Laien erkennbar auftreten. Tyrannei, Herrschsucht, Ueberorganisation, Abkehr vom wirklichen Fachmännischen, echt ältliches Geltungsbedürfnis, Steckenpferde, Politisiererei, Keifen und Schmähen gegen den Tüchtigen in jeder „Verbandsblatt-Nummer"!

Aus diesem Schoß soll eine neue Schweiz geboren werden!

Ausnahmen bestätigen die Regel!

Eine Frage: **Was hat ein schöneres Gesicht,** der natürliche, persönliche Egoismus oder der Gruppen-Egoismus der Verbände?

Was ist gefährlicher?

Der Egoismus des Einzelnen hat seine Hemmungen vom Herzen, Gewissen und von der Persönlichkeit her, der Gruppen-Egoismus ist rein verstandesmäßig hemmungs- und verantwortungslos.

Wie manchmal hört man die Worte: „Ja, wir können nicht anders. Wissen Sie, der Verband zwingt uns, die und jene Preise zu verlangen und Bedingungen zu stellen. Wir können nichts dafür etc."

Und wie sieht das Regieren gestützt auf diese Verbände aus?

Alle wirtschaftlichen Verbände haben Ansprüche. Einen Verband ohne ein mehr oder weniger anspruchsvolles Programm gibt es nicht. In jüngster Zeit gehen diese Ansprüche zur Hauptsache an den Staat Während es die höchste Kunst der Verbandssekretäre ist, einen Erfolg — Subvention, Verhinderung der Konkurrenz etc. — zu erreichen, ist es die Kunst der Regierung, die öffentlichen Gelder so zu verteilen, daß die Zufriedenheit der „Verbände" hergestellt ist. Dann gibt es keine Kritik, dann steht auch die Mehrzahl der Politiker hinter der Regierung. Wer am stärksten zu schreien vermag und am meisten Politiker hinter sich hat, der hat am meisten Chance auf den „sac à subventions". Das System ist nicht schlecht. Man hat wenigstens Ruhe dabei — aber die Grundbedingung ist, daß eben jener Beutel immer wieder gespeist werde. „Wer zahlt, befiehlt"? Ja, das sieht allerdings auch unsere Verfassung vor, aber es ist, wie wenn man einen Vorhang über die Wahrheiten gehängt und diese durch allgemeine Abrede — ein gentleman agreement — als gar nicht bestehend betrachten würde. „Das Volk ist nicht fähig, das zu beurteilen" — ja, „es wünscht eine starke Hand" etc., wird in den Kreisen der Notverordnungspolitiker gesagt. An Verstand aber scheint es dort gar nicht zu fehlen, und dieser sagt deutlich: „Wenn die Sache vors Volk kommt, so geht sie bachab."

Das ganz Gefährliche ist nur, ob man den Weg zurück findet zu dem, der zahlt, bevor dieser mit mehr oder weniger Gewalt sein Recht „Wer zahlt, befiehlt" — selbst holt.

Es ist immer schön, wenn ein polemischer Artikel ein „happy end" nimmt und, nicht wahr, in **einem** Punkte sind wir einig, nämlich daß wir alle, wo wir immer stehen, als Schweizer gar nie hoffen dürfen, daß es unserem Volke endlich und letztlich an Mark **fehle,** seine Rechte wahrzunehmen.

„Aber, du guete Migros, mit derigem Züg sitzischt du nu i de Neßle", wird die verehrte Hausfrau denken. Ja, rentabel ist es nicht, aber nachdem über 200.000 Einwohner uns ihr Vertrauen durch ihre Unterschrift geschenkt und damit unseren Kampf um Freiheit billigten, haben wir die Pflicht, auch dort die Wahrheit zu sagen, wo es unrentabel und eventuell gefährlich ist.